





David Landes

# Wohlstand und Armut der Nationen

Warum die einen reich und  
die anderen arm sind

*Aus dem Englischen  
von Ulrich Enderwitz,  
Monika Noll, Rolf Schubert*

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel  
»The Wealth and Poverty of Nations. Why Some Are So Rich and  
Some So Poor« bei W. W. Norton & Company, New York.



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften  
Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*EOS* liefert Salzer, St. Pölten.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage  
Dezember 2009

Copyright © 1998 by David S. Landes  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe  
1999 by Siedler Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München  
Lektorat: Andrea Böltken, Berlin  
Register: Frank Zimmer, Berlin  
Karten: Ditta Ahmadi und Peter Palm, Berlin  
Satz: Bongé + Partner, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2009  
ISBN 978-3-570-55102-8

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

*Für meine Kinder und Enkel,  
in Liebe*



... the causes of the wealth and poverty of nations – the grand object of all enquiries in Political Economy.

*Malthus an Ricardo in einem Brief vom 26. Januar 1817\**

\* J.M. Keynes, *Collected Works*, Bd. X, S. 97f., zit. in: Skidelsky, *John Maynard Keynes: The Economist as Saviour 1920–1937*, S. 419. Ich danke Morton Keller für dieses Zitat.



# Inhalt

Vorwort und Dank	7
Einleitung	13
1 Die Ungleichheiten der Natur	19
2 Antworten auf die Geographie: Europa und China	33
3 Die europäische Ausnahmestellung: Ein anderer Weg	44
4 Die Erfindung des Erfindens	61
5 Die große Erschließung der Welt	77
6 Auf nach Osten!	95
7 Von der Entdeckung zum Imperium	116
8 Bittersüße Inseln	130
9 Reich im Osten	142
10 Streben nach Gewinn	154
11 Golconda	168
12 Gewinner und Verlierer: Die imperiale Bilanzrechnung	186
13 Worin bestand die Industrielle Revolution?	205
14 Warum Europa? Warum damals?	218
15 England und die anderen	230
16 Albion und seine Verfolger	247

17	Zum Geldverdienen braucht man Geld	271
18	Der Reichtum des Wissens	289
19	Neuland	304
20	Der südamerikanische Weg	321
21	Das Reich der Mitte: Stagnation und Rückzug	345
22	Japan: Denn die Letzten werden die Ersten sein	359
23	Die Meiji-Restauration	379
24	Ist die Geschichte falsch gelaufen?	400
25	Empire: Und was kommt danach?	428
26	Verlust der Führungsrolle	447
27	Gewinner und...	471
28	Verlierer	494
29	Wie sind wir bis hierher gekommen? Wo geht die Reise hin?	514
	Anmerkungen	529
	Bibliographie	611
	Register	671

## Vorwort und Dank

Mit diesem Buch lege ich eine Weltgeschichte vor. Allerdings nicht in der multikulturellen, anthropologischen Bedeutung prinzipieller Gleichbehandlung, nach dem Motto: Alle Völker sind gleich, und der Historiker versucht, ihnen allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vielmehr war meine Absicht, den Hauptstrom ökonomischer Fortschritte und Neuerungen zu verfolgen und zu verstehen: Wie sind wir dahin gekommen, wo wir uns befinden, und zu dem geworden, was wir sind – und zwar unter dem Gesichtspunkt der Produktion, der Distribution, der Konsumtion. Diese Fragestellung gestattet eine stärkere Zentrierung und begrenzt entsprechend die Darstellung. Dennoch bleibt die Aufgabe gewaltig, und so langwierig die Vorarbeiten auch waren, auf die das Buch zurückblickt, kann es doch nicht mehr als eine erste Annäherung sein. Eine solche Aufgabe läßt sich unmöglich in Angriff nehmen ohne die Beiträge und Ratschläge anderer – das heißt, ohne die Mitwirkung von Kollegen, Freunden, Studenten, Journalisten, historischen Zeugen, toten und lebenden.

Bekennen muß ich mich zuerst zu meiner Dankesschuld gegenüber Studenten und Kollegen aus Seminaren an der Columbia University, der University of California in Berkeley, der Harvard University sowie an anderen akademischen Orten, an denen ich mich weniger lange aufhielt. Viel gelernt habe ich vor allem durch die Arbeit und die Lehrtätigkeit im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Grundstudienprogramme und des Basislehrplans in Harvard. In beiden Einrichtungen kommen die Lehrenden in Kontakt mit Studenten und Assistenten aus dem ganzen Fächerspektrum und aus anderen Fakultäten und müssen sich der Herausforderung durch aufgeweckte, streitbare, unabhängige Menschen stellen, die sich von Unterschieden in Alter, Rang und Erfahrung nicht einschüchtern lassen.

Zweitens erhielt, hauptsächlich dank des Anteilnehmenden Verständnisses von Dr. Alberta Arthurs, das vorliegende Werk schon früh Unterstützung von seiten der Rockefeller Foundation, die Geldmittel für Forschungen und für die Niederschrift zur Verfügung stellte und die zwecks Anregung und intellektuellem Austausch eine Reihe von Wissenschaftlern in der stiftungseigenen schönen Villa Serbelloni im italienischen Bellagio an den Ufern des Comer Sees zusammenführte – dort, wo Plinius der Jüngere einst Schönheit, Arbeit und Müßiggang miteinander versöhnt hatte. Das Treffen mündete in die Veröffentlichung von *Favorites and Fortunes* (hrsg. von Patrice Higonnet, Henry Rosovsky und mir selbst) und gab mir Gelegenheit, einen ersten Essay über neuere mathematisch-statistisch fundierte wirtschaftsgeschichtliche Forschungen zum Thema europäisches Wachstum zu schreiben. Zu den

8 Personen, die mir damals und bei anderer Gelegenheit halfen, zählen die beiden Mitherausgeber, Higonnet und Rosovsky, außerdem Robert Fogel, Paul David, Rudolf Braun, Wolfram Fischer, Paul Bairoch, Joel Mokyr, Robert Allen, François Crouzet, William Lazonick, Jonathan Hughes, François Jequier, Peter Temin, Jeff Williamson, Walt Rostow, Al Chandler, Anne Krueger, Irma Adelman und Claudia Goldin.

Die Rockefeller Foundation unterstützte auch zwei thematisch bestimmte Kongresse – im Jahre 1988 einen über Lateinamerika und im darauffolgenden Jahr einen über die Rolle der Geschlechter im Wirtschaftsleben und in der ökonomischen Entwicklung. Von den Beitragenden zu diesen anregenden Gesprächen, die regelrechte Blitzschulungen waren, nenne ich David Rock, Jack Womack, John Coatsworth, David Felix, Steve Haber, Wilson Suzigan, Juan Dominguez, Werner Baer, Claudia Goldin, Alberta Arthurs und Judith Vichniac.

Dank schulde ich auch Armand Clesse und dem Luxemburg-Institut für Europäische und Internationale Studien. Herr Clesse spielt mittlerweile eine Schlüsselrolle beim Bemühen, Wissenschaftler und Intellektuelle zur Diskussion und Analyse zeitgenössischer politischer, sozialer und ökonomischer Probleme anzuregen. Sein Hauptthema ist die »Lebenskraft von Nationen«, womit im weitesten Sinne praktisch alles gemeint ist, was Nationen leistungsfähig macht. Das Ergebnis dieser Bemühungen war eine Reihe von Kongressen, die ihren Niederschlag nicht nur in Sammelbänden gefunden haben, sondern auch in einem wachsenden und in seinem Wert unschätzbaren Netz von persönlichen Kontakten zwischen Wissenschaftlern und Spezialisten. Ein von Herrn Clesse veranstalteter Kongreß ist eine wundervolle Mischung aus Diskussion und Geselligkeit – eine normalerweise freundschaftliche Übung in der Kunst, übereinzustimmen und unterschiedlicher Meinung zu sein. Im Jahre 1996 organisierte Herr Clesse genau solch ein Treffen, das der Auseinandersetzung mit dem noch unfertigen Manuskript des vorliegenden Buches diente. Zu den Anwesenden zählten William McNeill, Universalhistoriker und hinsichtlich seines enzyklopädischen Wissens würdiger Nachfolger des früheren Byzantinisten Arnold Toynbee, Stanley Engerman, der als Auswerter und Rezensent wirtschaftshistorischer Literatur im Amerika eine Sonderstellung einnimmt, Walt Rostow, vielleicht der einzige Gelehrte, der nach seiner Beschäftigung in der Staatsverwaltung zu echter akademischer Tätigkeit zurückgefunden hat, Rondo Cameron, der Einzelkämpfer gegen Idee und Begriff einer Industriellen Revolution, Paul Bairoch und Angus Maddison, die Sammler und kalkulatorischen Bearbeiter des Zahlenmaterials zu Wachstum und Produktivität.

Ein ähnliches Treffen, dessen Thema die »Einzigartigkeit der europäischen Zivilisation« war, wurde im Juni 1996 in Israel unter der Schirmherrschaft der Yad-Ha-Nadiv Rothschild Foundation (Koordinator Guy Stroumsa) abgehalten und führte einige Personen der genannten Gruppe mit einem weiteren Team zusammen, dem Mittelalterforscher und andere angehörten, darunter Patricia Crone, Ron Bartlett, Emanuel Sivan, Esther Cohen, Yaacov Metzger, Miriam Eliav-Feldon, Richard Landes, Gadi Algazi.

Weitere Gelegenheiten, Teile des vorliegenden Materials zur Diskussion zu stellen, boten mir Tagungen in Ferrara und Mailand (Bocconi-Universität) im Jahre 1991, der III. Curso de Historia de la Técnica in der Universität Salamanca im Jahre 1992 (organisiert von Julio Sánchez Gómez und Guillermo Mira), ein Convegno der Società Italiana degli Storici dell'Economia (Sekretärin Vera Zamagni) zum Thema »Innovazione e Sviluppo« im Jahre 1993, mehrere Sitzungen des Wirtschaftshistorischen Workshops in Harvard, die »Jornadas Bancarias« der Asociación de Bancos de la República Argentina zum Thema »La Estrategias del Desarrollo«, die 1993 in Buenos Aires stattfanden, ein Kongreß im englischen Hull 1993 (Gesellschaft für Wirtschaftsgeschichte, Tawney Lecture), eine Tagung an der Universität Cambridge über »Technischer Wandel und ökonomisches Wachstum« (organisiert von Emma Rothschild) im Jahre 1993, das Colloquium von Jacques Marseille und Maurice Lévy-Leboyer (Institut d'Histoire économique, Paris, 1993) über »Les performances des entreprises françaises au XX<sup>e</sup> siècle«, eine Konferenz zum Thema »Konvergenz oder Niedergang in der britischen und amerikanischen Wirtschaftsgeschichte« an der Notre Dame University im Jahre 1994 (organisiert von Edward Lorenz und Philip Mirowski, gefördert von Donald McCloskey), eine Sitzung zum Thema Industrielle Revolution (organisiert von John Komlos) auf dem Elften Internationalen Wirtschaftshistorischen Kongreß in Mailand im Jahre 1994 und eine Sitzung der Sozialwissenschaftsgeschichtlichen Vereinigung 1994 in Atlanta.

Außerdem Vorträge an den Universitäten von Oslo und Bergen im Jahre 1995 (organisiert von Kristine Bruland und Fritz Hodne), ein Symposium 1995 in Paris zum Werk von Alain Peyrefitte (»Valeurs, Comportements, Développement, Modernité«, organisiert von Raymond Boudon), das sich unter anderem mit regionalen Unterschieden in der ökonomischen Entwicklung Europas beschäftigte, dazu Symposien im Jahre 1995 über »Reichtum und Armut von Nationen«, die in Reggio Emilia und an der Bocconi-Universität in Mailand (organisiert von Franco Amatori) stattfanden.

Desgleichen im Jahre 1996 eine Tagung an der Universität Oslo über »Technische Revolutionen in Europa, 1760–1860« unter der Leitung von Kristine Bruland und Maxine Berg und ebenfalls 1996 eine Tagung an der Fondazione Eni Enrico Mattei in Mailand über »Technik, Umwelt, Wirtschaft und Gesellschaft« (organisiert von Michele Salvati und Domenico Siniscalco). Und im Jahre 1997 ein Planungstreffen in Madrid für den bevorstehenden Zwölften Internationalen Wirtschaftsgeschichtlichen Kongreß zum Thema »Ökonomische Folgen der Kolonialreiche 1492–1989« (organisiert von Leandro Prados de la Escosura und Patrick K. O'Brien).

Unnötig zu bemerken, daß sich jede dieser Begegnungen auf Punkte konzentrierte, die für die Beteiligten von besonderem Interesse waren, und daß ich daraus Gewinn sowohl für mein Gesamtthema als auch für seine besonderen Aspekte zog.

Angesichts der Vielzahl von Treffen, zu denen noch eine große Menge

10 persönlicher Unterhaltungen und Beratungen hinzukommt, ist es nicht leicht, eine vollständige Liste der Personen zu erstellen, die mir bei diesen und anderen Gelegenheiten behilflich waren. Zuerst meine Lehrer, die mir durch das, was sie mir beibrachten, und durch ihr Vorbild unvergeßlich sind: A. P. Usher, M. M. Postan, Donald C. McKay, Arthur H. Cole. Desgleichen meine Kollegen in den wirtschafts- und geschichtswissenschaftlichen Abteilungen der Columbia University (vor allem Carter Goodrich, Fritz Stern, Albert Hart und George Stigler), der University of California in Berkeley (vor allem Kenneth Stampf, Hans Rosenberg, Richard Herr, Carlo Cipolla, Henry Rosovsky und Albert Fishlow) und von Harvard (Simon Kuznets, C. Crane Brinton, Alexander Gerschenkron, Richard Pipes, David und Aida Donald, Benjamin Schwartz, Harvey Leibenstein, Robert Fogel, Zvi Griliches, Dale Jorgensen, Amartya Sen, Ray Vernon, Robert Barro, Jeff Sachs, Jess Williamson, Claudia Goldin, Daniel Bell, Nathan Glazer, Talcott Parsons, Brad DeLong, Patrice Higonnet, Martin Peretz, Judith Vichniac, Stephen Marglin, Winnie Rothenberg).

Und vergessen seien auch nicht die außerordentlichen Anregungen, die ich 1987/88 empfing, als ich ein Jahr am Zentrum für Wissenschaftliche Forschung in den Verhaltenswissenschaften in Palo Alto verbrachte. Ich war der Nutznießer einer erlesenen Gruppe von Wirtschaftswissenschaftlern: Kenneth Arrow, Milton Friedman, George Stigler, Robert Solow (vier spätere Nobelpreisträger!). Konnte man mit einem Referat vor ihnen bestehen, brauchte man kein Publikum mehr zu fürchten.

Und zu den oben erwähnten Kollegen kommen andere im In- und Ausland hinzu. In den USA: William Parker, Roberto Lopez, Charles Kindleberger, Liah Greenfield, Bernard Lewis, Leila Fawaz, Alfred Chandler, Peter Temin, Mancur Olson, Williamazon, Richard Sylla, Ivan Berend, D. N. McCloskey, Robert Brenner, Patricia See, Margaret Jacob, William H. McNeill, Andrew Kamarck, Tibor Scitovsky, Bob Summers, Morton und Phyllis Keller, John Kautsky, Richard Landes, Tosun Aricanli. In Großbritannien: M. M. Postan, Lance Beales, Hrothgar John Habakkuk, Peter Mathias, Barry Supple, Berrick Saul, Charles Feinstein, Maxine Berg, Patrick K. O'Brien, P. C. Barker, Partha Dasgupta, Emma Rothschild, Andrew Shonfield. In Frankreich: François Crouzet, Maurice Lévy-Leboyer, Claude Fohlen, Bertrand Gille, Emmanuel Leroy-Ladurie, François Furet, Jacques LeGoff, Joseph Goy, Rémy Leveau, François Caron, Albert Broder, Pierre Nora, Pierre Chaunu, Rémy Prudhomme, Riva Kastoryano, Jean-Pierre Dormois. In Deutschland: Wolfram Fischer, Hans Ulrich Wehler, Jürgen Kocka, John Komlos. In der Schweiz: Paul Bairoch, Rudolf Braun, J.-F. Bergier, Jean Batou, François Jecquier. In Italien: Franco Amatori, Aldo de Madalena, Ester Fano, Roby Davico, Vera Zamagni, Stefano Fenoaltea, Carlo Poni, Gianni Toniolo, Peter Hertner. In Japan: Akira Hayami, Akio Ishizaka, Heita Kawakatsu, Isao Suto, Eisuke Daito. In Israel: Shmuel Eisenstadt, Don Patinkin, Yehoshua Arieli, Eytan Shishinsky, Jacob Metzger, Nahum Gross, Elise Brezis. Und anderswo: Herman van der Wee, Francis

Sejersted, Erik Reinert, H. Floris Cohen, Dharma Kumar, Gabriel Tortella, Leandro Prados de la Escosura, Kristof Glamann. Ihnen allen und anderen schulde ich Dank für Anregungen, Kritik, Informationen, Einsichten. Wir waren nicht immer einer Meinung, aber so soll es ja auch sein.

Besonders bedanken möchte ich mich bei meinem Lektor, Edwin Barber, der den Text nicht nur kritisch durchging und verbesserte, sondern mir auch etliches übers Schreiben beibrachte. Man lernt nie aus.

Schließlich möchte ich meiner Frau Sonia danken, die mit Engelsgeduld Jahre voll mit Bücherstößen, Sonderdrucken, Referaten, Briefen und sonstigem Schrott ertragen hat. Selbst mehrere Arbeitszimmer reichten nicht aus; nur der Computer hat mich gerettet. Und jetzt wird aufgeräumt.



# Einleitung

»Keine neue Erhellung hat die Frage erfahren, warum arme Länder arm sind und reiche Länder reich.«

Paul Samuelson, 1976<sup>1</sup>

Im Juni des Jahres 1836 fuhr Nathan Rothschild von London nach Frankfurt, um an der Hochzeit seines Sohnes Lionel mit seiner Nichte (Lionels Kusine Charlotte) teilzunehmen und mit seinen Brüdern über den Eintritt seiner Kinder in das Familienunternehmen zu reden. Nathan war vermutlich der reichste Mann der Welt, jedenfalls was flüssige Mittel anging. Unnötig anzumerken, daß er sich alles leisten konnte, wonach ihm der Sinn stand.

Der damals neunundfünfzigjährige Nathan war im allgemeinen bei guter Gesundheit – wenn auch ein bißchen beleibt –, ein Energiebündel von unermüdlichem Arbeitseifer und unbezähmbarem Temperament. Als er London verließ, litt er indes an einer Entzündung am unteren Rücken, nahe dem Ende der Wirbelsäule. (Ein deutscher Arzt diagnostizierte ein Furunkel, aber es könnte sich auch um einen Abszeß gehandelt haben.)<sup>2</sup> Trotz medizinischer Behandlung eiterte das Geschwür und wurde schmerzhaft, was Nathan jedoch nicht hinderte, von seinem Krankenbett aufzustehen und an der Hochzeit teilzunehmen. Wäre er im Bett geblieben, hätte man die Hochzeit im Hotel gefeiert. Auch seinen Geschäften widmete er sich weiterhin, wobei er seiner Frau diktierte. Mittlerweile hatte man den großen Dr. Travers von London herbeizitiert, und als dieser das Problem nicht lösen konnte, zog man einen führenden deutschen Chirurgen hinzu, vermutlich um die Wunde zu öffnen und zu säubern. Nichts half; das Gift breitete sich aus, und am 28. Juli 1836 starb Nathan. Es wird erzählt, daß die Taubenpost der Rothschilds die Nachricht nach London brachte: *Il est mort.*

Nathan Rothschild starb wahrscheinlich an einer durch Staphylokokken oder Streptokokken verursachten Sepsis – früher sprach man von Blutvergiftung. Mangels näherer Informationen können wir nicht sagen, ob das Furunkel (Abszeß) ihn umbrachte oder eine sekundäre Infektion durch die Skalpelle der Chirurgen. Die Keimtheorie gab es damals noch nicht und dementsprechend auch keine Vorstellung davon, wie wichtig Sauberkeit ist. Antibakterielle Mittel waren ebenfalls unbekannt, ganz zu schweigen von Antibiotika. Und so starb der Mann, der sich alles kaufen konnte, an einer Allerweltsinfektion, die sich heutzutage ohne Mühe heilen läßt, sofern man sich nicht scheut, einen Arzt, ein Krankenhaus oder auch nur eine Apotheke aufzusuchen.

Die Medizin hat seit den Zeiten von Nathan Rothschild enorme Fortschritte gemacht. Aber eine bessere, wirksamere medizinische Versorgung – die Behandlung von Krankheiten und die Heilung von Verletzungen – er-

14 klärt die Veränderungen nur zum Teil. In einem beträchtlichen Maße hat die höhere Lebenserwartung unserer Tage in einer verstärkten Vorbeugung ihren Grund und verdankt sich eher unserem reinlicheren Leben als der verbesserten Medizin. Sauberes Wasser und rasche Abfallbeseitigung, außerdem Fortschritte in der persönlichen Hygiene – darauf kommt es entscheidend an. Lange Zeit waren Magen-Darm-Infektionen der große Todbringer; die Keime gelangten von Abfällen auf die Hände und von dort über Nahrungsmittel in den Verdauungstrakt. Und dieser unsichtbare, aber tödliche Feind, der stets gegenwärtig war, wurde von Zeit zu Zeit noch unterstützt durch epidemisch auftretende Mikroben wie den *Vibrio-Bazillus* der Cholera. Die beste Gelegenheit zur Übertragung bot der gemeinsame Abort, wo der Kontakt mit Unrat dadurch begünstigt wurde, daß es kein Toilettenpapier und keine waschbare Unterkleidung gab. Wer in ungewaschenem Wollzeug lebt – und Wollzeug wäscht sich nicht gut –, leidet an Juckreiz und kratzt sich. Die Hände waren also verschmutzt, und das große Versäumnis bestand darin, daß man sie vor dem Essen nicht wusch. Aus diesem Grund lagen die Krankheits- und Todesraten bei religiösen Gruppen wie den Juden oder den Muslimen, die Waschungen vorschrieben, niedriger. Dies gereichte ihnen allerdings nicht immer zum Vorteil, da die Menschen sich leicht einreden ließen, daß die Juden weniger zahlreich starben, weil sie die Brunnen der Christen vergifteten.

Die Lösung für das Problem lieferten nicht veränderte Glaubensvorstellungen oder religiöse Lehren, sondern der industrielle Fortschritt. Das Hauptprodukt der neuen technischen Entwicklung, die wir als Industrielle Revolution bezeichnen, war billige, leicht waschbare Baumwolle – und zusammen mit ihr Seife, die in Massenproduktion aus pflanzlichen Ölen hergestellt wurde. Zum ersten Mal konnten sich die einfachen Leute Unterkleidung leisten, Leibwäsche, wie man damals sagte, weil dies der waschbare Textilstoff war, den die Wohlhabenden direkt auf der Haut trugen. Jedermann (und jede Frau) konnte sich mit Seife waschen und sogar baden, auch wenn man sich durch zu häufiges Baden dem Verdacht aussetzte, schmutzig zu sein. Ein sauberer Mensch hatte es schließlich nicht nötig, sich so oft zu waschen! Aber das nur nebenbei. Die Hygiene des einzelnen wandelte sich nachdrücklich, so daß im ausgehenden neunzehnten und im beginnenden zwanzigsten Jahrhundert gewöhnliche Menschen oft reinlicher lebten als ein Jahrhundert früher Könige und Königinnen.

Das dritte Element, das beim Rückgang von Krankheit und frühem Tod eine Rolle spielte, war eine bessere Ernährung. Die war in großem Maße einer reichlicheren Versorgung mit Lebensmitteln zu verdanken und mehr noch verbesserten, beschleunigten Transportmöglichkeiten. Hungersnöte, oft das Ergebnis lokaler Engpässe, wurden seltener; die Nahrung gewann an Vielfalt und wurde reicher an tierischen Proteinen. Die Veränderungen schlugen sich unter anderem in einem größeren und robusteren Körperbau nieder. Da sie jedoch in erster Linie eine Frage der Gewohnheit und des Geschmacks wie auch des Einkommens waren, vollzogen sie sich weit langsa-

mer als die genannten medizinischen und hygienischen Neuerungen, die sich von Staats wegen durchsetzen ließen. Noch im Ersten Weltkrieg staunten die Türken, die gegen das britische Expeditionskorps bei Gallipoli kämpften, über den Größenunterschied zwischen den mit Steaks und Lammfleisch großgezogenen Soldaten aus Neuseeland und Australien und den verkümmerten Jugendlichen aus britischen Industriestädten. Und wer sich Gruppen anschaut, die aus armen Ländern in reiche eingewandert sind, wird feststellen, daß die Kinder größer und besser gewachsen sind als ihre Eltern.

Dank dieser Fortschritte hat sich die Lebenserwartung drastisch erhöht, während die Kluft zwischen Arm und Reich schmaler geworden ist. Die Haupttodesursachen bei Erwachsenen sind nicht mehr Infektionen, und hier besonders Infektionen des Magen-Darm-Trakts, sondern die Verfallerscheinungen hohen Alters. In den reichen Industrienationen mit ihrer medizinischen Versorgung für jedermann sind die Fortschritte am größten, aber selbst einige ärmere Länder haben eindrucksvolle Erfolge vorzuweisen.

Die Entwicklungen in Medizin und Hygiene stehen für ein umfassenderes Phänomen – für den Gewinn, den es bringt, wenn Wissen und wissenschaftliche Einsichten Anwendung in der Technik finden. Daraus schöpfen wir Hoffnung, was die Bewältigung der Probleme betrifft, die unsere Gegenwart und Zukunft überschatten. Wir fühlen uns dadurch sogar zu Phantasien von einem ewigen Leben oder, besser noch, von ewiger Jugend ermutigt.

Diese Phantasien sind allerdings, soweit sie wissenschaftlich fundiert sind, das heißt, eine wirkliche Basis haben, die Träume der Reichen und vom Glück Begünstigten. An den Fortschritten im Wissenserwerb haben nicht alle gleichmäßig teil, nicht einmal innerhalb der reichen Nationen. Wir leben in einer Welt der Ungleichheit und der Unterschiede. Grob gesagt, zerfällt unsere Welt in drei Gruppen von Nationen: In der ersten Gruppe geben die Menschen viel Geld aus, um nicht zuzunehmen, in der zweiten haben sie genug zum Leben, und in der dritten wissen sie nicht, wo sie ihre nächste Mahlzeit hernehmen sollen. Mit diesen unterschiedlichen Situationen gehen schroffe Diskrepanzen in den Sterbeziffern und in der Lebenserwartung einher. Die Menschen in den reichen Ländern sorgen sich darum, daß sie ein möglichst hohes Alter erreichen und werden auch immer älter. Sie trainieren, um fit zu bleiben, kontrollieren und bekämpfen das Cholesterin, vertreiben sich die Zeit mit Fernsehen, Telefonieren und Spielen, trösten sich mit Euphemismen wie »die goldenen Jahre« oder »die zweite Jugend«. »Jung sein« ist gut, »alt sein« etwas Minderwertiges und Problematisches. Die Menschen in den armen Ländern kämpfen währenddessen darum, am Leben zu bleiben. Sie müssen sich um Cholesterin und verfettete Arterien keine Sorgen machen, teils wegen ihrer schmalen Kost, teils weil sie früh sterben. Ihr Alter, falls ihnen eines beschieden sein sollte, suchen sie durch zahlreiche Kinder zu sichern, die ein angemessenes Gespür für Verpflichtung gegenüber den Eltern anerzogen bekommen.

Die alte Aufteilung der Welt in zwei Machtblöcke, Ost und West, hat sich

16 erledigt. Heute bildet die Kluft im Hinblick auf Reichtum und Gesundheit, die arme und reiche Nationen trennt, die große Herausforderung und Bedrohung. Das wird oft als Gegensatz zwischen Nord und Süd gefaßt, weil sich die Aufteilung geographisch darstellt; passender wäre aber, von einem Gegensatz zwischen dem Westen und der restlichen Welt zu sprechen, weil die Aufteilung auch eine historische Dimension hat. Hier liegt die, für sich genommen, größte Schwierigkeit und Gefahr, mit der sich die Welt des dritten Jahrtausends konfrontiert sieht. Die einzige andere Sorge, die an dieses Problem heranreicht, ist die Umweltzerstörung, und beide hängen eng miteinander zusammen, sind in der Tat eins. Die Verschwendung von Ressourcen und die Naturzerstörung, die mit der steigenden Produktion und den wachsenden Einkommen enorm zugenommen haben – sie sind es, die den Raum bedrohen, in dem wir leben und uns bewegen.

Wie groß ist die Kluft zwischen Arm und Reich, und wie entwickelt sie sich? Ganz grob und in aller Kürze: Der Unterschied zwischen dem Pro-Kopf-Einkommen in der reichsten Industrienation, sagen wir der Schweiz, und der ärmsten nicht-industrialisierten Nation, Mosambik, beläuft sich auf ungefähr 400 zu 1. Vor zweihundertfünfzig Jahren betrug das Verhältnis zwischen reichsten und ärmsten Nationen vielleicht 5 zu 1, und der Unterschied zwischen Europa und beispielsweise Ost- oder Südasiens (China oder Indien) lag bei etwa 1,5 oder 2 zu 1.<sup>3</sup>

Wächst die Kluft auch gegenwärtig noch? Hinsichtlich der Extreme ist das eindeutig der Fall. Einige Länder machen nicht nur *keine* Fortschritte, sondern werden ärmer, relativ und manchmal sogar absolut gesehen. Wieder andere halten mit Mühe und Not ihre Position. Andere holen auf. Unsere Aufgabe (die Aufgabe der reichen Nationen) ist es, den armen Ländern dabei zu helfen, gesünder und wohlhabender zu werden – im eigenen Interesse nicht weniger als in ihrem. Tun wir das nicht, werden sie sich nehmen, was sie nicht selbst erzeugen können; und wenn sie keine Verdienstmöglichkeiten durch den Export von Waren haben, werden sie Menschen exportieren. Kurz gesagt, Reichtum übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, während Armut hochgradig ansteckend ist: Sie läßt sich nicht isolieren, weshalb auf lange Sicht unsere Ruhe und unser Wohlstand davon abhängen, daß es den anderen gutgeht.

Wie werden die anderen das erreichen? Wie helfen wir ihnen? Dieses Buch wird sich bemühen, zu einer Antwort *beizutragen*. Ich betone »beizutragen«. Niemand verfügt über eine simple Antwort, und alle Patentrezepte haben den Charakter von Heilsbotschaften.

Ich schlage vor, die Probleme historisch anzugehen. Ich tue das, weil ich nach Ausbildung und Veranlagung Historiker bin und weil man bei schwierigen Fragen dieser Art am besten so vorgeht, wie man es am besten kann und versteht. Ich tue es aber auch, weil man sich von dem Problem am ehesten einen Begriff machen kann, wenn man fragt: Wie und warum sind wir an den Punkt gelangt, an dem wir stehen? Auf welche Weise wurden die reichen Länder so reich? Warum sind die armen Länder so arm? Warum übernahm Europa (»der Westen«) in der sich wandelnden Welt eine führende Rolle?

Ein historischer Ansatz garantiert noch keine Antwort. Andere haben ebenfalls über diese Dinge nachgedacht und verschiedenartige Erklärungen gefunden. Die meisten davon lassen sich zwei Richtungen zuordnen. Manche sehen im Reichtum und in der Vorherrschaft des Westens einen Triumph der Tüchtigkeit. Die Europäer, so meinen sie, waren klüger, besser organisiert, arbeitsamer; die anderen waren unwissend, überheblich, faul, rückständig, abergläubisch. Andere kehren die kategorialen Zuordnungen um: Die Europäer seien aggressiv, rücksichtslos, gierig, skrupellos, verlogene gewesen; ihre Opfer dagegen lebensfroh, unschuldig, schwach – geborene Opfer, die entsprechend gründlich von ihrem Schicksal ereilt wurden. Wir werden sehen, daß diese einander diametral entgegengesetzten Vorstellungen zwar Elemente von Wahrheit enthalten, aber auch ideologischen Hirngespinnsten entspringen. Die Dinge sind immer komplizierter, als uns das lieb ist.

Einer dritten Richtung zufolge ist es schlicht falsch, den Westen in einen Gegensatz zur restlichen Welt zu bringen. Im Gesamtstrom der Weltgeschichte sei Europa ein Nachzügler, der auf der Woge der früheren Errungenschaften anderer schwimme. Diese Sicht ist augenscheinlich unrichtig. Wie die historischen Quellen beweisen, war Europa (der Westen) während der letzten tausend Jahre die treibende Kraft der Entwicklung und Modernisierung.

Bleibt noch das moralische Problem. Etliche meinen, der Eurozentrismus sei schlecht nicht nur für uns, sondern für die Welt insgesamt; man müsse sich deshalb vor ihm hüten. Sollen sie doch! Was mich betrifft, so ziehe ich die Wahrheit dem Rechten vor. Auf diesem Boden fühle ich mich sicherer.



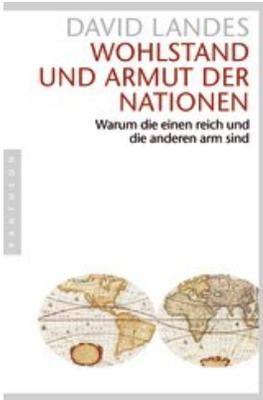
## Die Ungleichheiten der Natur

Die Geographie hat heutzutage nichts zu lachen. Als Schüler in der Grundschule mußte ich Landkarten lesen und durchpausen, ja sogar welche aus dem Gedächtnis zeichnen. Wir erfuhren von fremdländischen Orten, Völkern und Sitten – und das lange Zeit bevor das Wort »multikulturell« erfunden war. Gleichzeitig gediehen auf höherer, akademischer Ebene Schulen, die Wirtschaftsgeographie und Kulturgeographie betrieben. In Frankreich wäre es niemandem in den Sinn gekommen, eine regionalgeschichtliche Studie anzufertigen, ohne zuerst die materiellen Bedingungen des individuellen und gesellschaftlichen Lebens darzulegen.<sup>1</sup> Und in den USA untersuchten Ellsworth Huntington und seine Schüler die Einflüsse der Geographie, und besonders des Klimas, auf die menschliche Entwicklung.

Trotz vieler nützlicher und aufschlußreicher Forschungen aber brachte Huntington die Geographie in Verruf.<sup>2</sup> Er ging zu weit. Er war so beeindruckt vom Zusammenhang zwischen natürlicher Umgebung und menschlicher Aktivität, daß er immer mehr auf die Geographie zurückführte, wobei er mit materiellen Einflüssen begann und zu kulturellen überging. Zuletzt brachte er die Zivilisationen in eine Rangordnung und schrieb die besten – oder was er für die besten hielt – günstigen klimatischen Bedingungen zu. Huntington lehrte an der Universität Yale und gelangte nicht von ungefähr zu der Ansicht, der Standort der Universität, New Haven in Connecticut, verfüge über das förderlichste Klima in der ganzen Welt. Der Glückspilz. Die übrige Welt schloß sich in absteigender Linie an, wobei die Gebiete mit farbigen Bevölkerungen weiter hinten kamen oder das Schlußlicht bildeten.

Aber mit solchen Thesen stand Huntington einfach nur in der Tradition der philosophischen Geographie. Die Philosophen verknüpften gern Milieu und Gemütsart miteinander (man denke an die althergebrachte Gegenüberstellung von kalten und warmen Klimaten mit den dazugehörigen Temperamenten nüchternen Nachdenklichkeit und überschäumender Lustsuche), während die noch in den Kinderschuhen steckende Disziplin der Anthropologie im neunzehnten Jahrhundert zu zeigen beanspruchte, welche Auswirkungen die Geographie auf die Verteilung von Vorzügen und geistigen Fähigkeiten hatte, wobei beides unfehlbar in der Gruppe des Autors am reichlichsten vertreten war.<sup>3</sup> Heute wird der Spieß gelegentlich umgedreht, wenn afroamerikanische Mythologen das heitere, schöpferische »Sonnenvolk« dem frostigen, unmenschlichen »Eisvolk« gegenüberstellen.

Diese Art von Selbstbeweihräucherung mittels Analyse mag in einer geistigen Welt akzeptabel erschienen sein, in der man Verhalten und Charakter gern in Begriffen rassischer Zugehörigkeit bestimmte; aber sie verlor ihre



David Landes

**Wohlstand und Armut der Nationen**

Warum die einen reich und die anderen arm sind

Paperback, Klappenbroschur, 688 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-570-55102-8

Pantheon

Erscheinungstermin: Dezember 2009

Das Standardwerk zur Wirtschaftsgeschichte

Kaum eine Frage ist umstrittener und stärker mit Ideologie befrachtet als die, warum manche Länder wirtschaftlich äußerst erfolgreich sind, während andere unfähig scheinen, aus ihrer Armut herauszufinden. Liegt es am Klima? An der Kultur? An der Politik? In seiner umfassenden Geschichte über die Weltwirtschaft der letzten sechshundert Jahre entwickelt David Landes Antworten auf diese Fragen und bietet zugleich ein Standardwerk zur Geschichte der Weltwirtschaft.